

Sinn und Unsinn der Museen

Autor(en): **Gerber, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujaahrsblätter**

Band (Jahr): **72 (1962)**

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-901323>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sinn und Unsinn der Museen

Die Eröffnungsfeier des neuen Heimatmuseums gab Anlaß, sich mit dem Thema Sinn und Unsinn der Museen ganz allgemein auseinanderzusetzen. Unser Museum ist aus einer Gemeinschaft herausgewachsen, die als kulturelle Vereinigung angesprochen wird. Auch die Einrichtung eines Museums ist eine kulturelle Aufgabe. Da stellt sich die Grundfrage: Was ist Kultur? Ueber den Begriff Kultur ist schon so viel Gescheites geschrieben worden, daß es schwer fällt, eine kurze und doch allgemeingültige Definition zu geben. Ich glaube, daß folgender Satz brauchbar ist: *Kultur umfaßt alles Bemühen, welches das Leben sinnvoll gestaltet.* Die Akzente liegen auf *alles* und *sinnvoll*.

Kultur äußert sich demnach auf allen Gebieten und Tätigkeiten des Lebens, in jedem Lebensabschnitt, von der frühesten Jugend bis ins höchste Alter, im Tageslauf vom Erwachen bis zum Schlafen, in jeglicher Arbeit, vom Windelnwaschen, Kochen und Flickern bis zum Dichten, Malen und Komponieren, vom Bauern bis zur Fabrikarbeit, vom Handwerk bis zum Raketenbau für Weltraumflug, wenn dies alles aus innerer Überzeugung und Verantwortung getan wird.

Diese Definition widerspricht der landläufigen Auffassung, die unter Kultur nur ganz bestimmte Spitzenleistungen des menschlichen Geistes versteht, und von der Kunst das «minderwertige» Kunsthandwerk abtrennt. Nach antikem Vorbild wird von rein Intellektuellen der Hände Arbeit verachtet. Die Technik wird als verhängnisvoller «Fortschritt» der Zivilisation bezeichnet und von der Kultur geschieden. Aus dieser Geisteshaltung wird bedauert, daß der Bauer nicht mehr von Hand sät und mit der Sichel erntet und das «Volk», über das man sich erhaben fühlt, nicht mehr in idyllisch alten Häusern wohnt, übersieht aber damit, daß in der «guten alten Zeit» ein Großteil der Menschen in bitterster Armut lebte, nicht besser als die unterentwickelten Völker und nur wenige an den hohen Kulturgütern teilhatten.

Vom Standpunkt des ordnenden Intellekts mag es gerechtfertigt sein, eine Stufenleiter von Tätigkeiten aufzustellen und abzugrenzen. Wir müssen uns aber hüten, abstrakte Begriffskategorien als Realitäten aufzufassen. Kultur ist für sich allein ebenso wenig real und

lebensfähig wie reine Kunst und reine Künstler. Kultur ist ein lebendiger Bestandteil des *ganzen* Lebens, sie ist, wie wir definierten, das ständige Bemühen um einen *Sinn* des Lebens. Sinnvoll und sinnlos sind *Werturteile*, die wir nicht logisch erarbeiten und begründen können, sie ergeben sich aus unserer Überzeugung und Gesinnung, aus Erfahrung, Tradition und Verantwortung, es sind durchaus subjektive Urteile, die uns höchst persönlich und im Letzten angehen. Die Frage nach dem Sinn ist eine philosophische und eine religiöse. Die Schulphilosophie liefert ein prächtiges Beispiel, wie aus dem unlösbar verflochtenen Ganzen des Lebens ein Teilgebiet abgetrennt und von einem engen Kreis Eingeweihter für sich beansprucht wurde. Nach *Jaspers* «müssen wir uns aber von der Vorstellung befreien, daß das Philosophieren an sich und wesentlich eine Professorenangelegenheit sei. Es ist eine Sache des Menschen, wie es scheint, unter allen Bedingungen und Umständen . . . etwas, was jedermann angeht.» Da es in keiner Wissenschaft um reine Theorie, sondern immer auch um eine Praxis geht, kann wohl gesagt werden, daß es hochgezüchtete Philosophen von immensem theoretischem Wissen, aber einer miserablen Praxis, und umgekehrt Menschen mit sehr wenig bewußt ausgearbeiteter Philosophie, aber vorbildlicher Lebensführung gibt.

Die Frage nach dem Sinn des Lebens kann auch vorwiegend religiös beantwortet werden. Die christliche Antwort kann dann nur sein: Das Leben in den schönsten, aber auch in den schwersten Stunden ist über unser menschliches Verstehen, ja, über das Irdische hinaus, *immer* sinnvoll. Wenn wir diese Sinndeutung als letztes Bekenntnis und als unverrückbare Grundlage annehmen können, auch wenn wir sie als unvollkommene Menschen immer wieder vergessen, dann wird unser Leben nicht mehr aufgespalten in verschiedene Daseinsbereiche, dann fällt jede überhebliche Wertung von hoher und niederer Stufe, von vornehm und gering dahin. Dann kann *jeder* Mensch an seinem Platz und mit den Gaben, die ihm gegeben sind, einen unersetzlichen Beitrag zur Kultur leisten. Dann wird auch die verstandesmäßig richtige Trennung in wirtschaftliche, soziale und kulturelle Tätigkeitsgebiete hinfällig, etwa nach dem Schema: der Staat baut Straßen, daneben macht er auch noch in Kultur. Vielmehr muß es dann heißen: Der Staat baut in höchster kultureller Verantwortung Straßen und vergißt darob Kunst und Wissenschaft nicht. Aus dieser Erkenntnis können wir nicht mehr hochmütig von kulturlosen Völkern oder Be-

völkerungsschichten sprechen. Auch der einfachste Mensch hat eine seinen Umständen angepaßte Kultur. Aus dieser Gesinnung hat Gott-helf nicht nur die bodenständige Bauernkultur, sondern das wertvolle Leben der scheinbar Geringen, wie etwa eines Käthi die Großmutter, beschrieben. Die einzelnen Teile unseres Volkes durch alle Schichten sind ja erst in ihrer untrennbaren und vielfach verflochtenen Gesamtheit ein lebensvolles Ganzes, wie ja auch unser leibliches Leben nur in sinnvollem Zusammenspiel von Lunge, Herz, Nieren, Nerven und Gehirn möglich ist.

So sind auch aus allen Schichten und Lebensgebieten Kulturschöpfungen entstanden, vom einfachsten Handwerkgerät bis zum großartigsten geistigen oder künstlerischen Werk. *Kulturschöpfungen jeder Art über ihre Zeit hinaus in Ehren zu halten, weil wir ihren Sinn erkennen, ist die Grundlage der Museen.*

Versuchen wir zunächst die Wurzeln der Museen aufzuspüren.

Eine dieser Wurzeln ist offensichtlich ein irrationaler Urtrieb, der *Sammeltrieb*. Unverdorben-naturhaft kann er wohl bei jedem Kind eines bestimmten Alters beobachtet werden. Er ist aber nicht eine spezifisch-menschliche Eigenschaft. Auch Tiere sammeln. Und es ist bezeichnend, daß beim krankhaften Sammeln diese als Bilder beigezogen werden. Man spricht vom Hamster beim *nur* triebhaften und eigennützigem Zusammenraffen und von der diebischen Elster, wenn die Grenze des Ehrbaren überschritten wird.

Es gibt wohl kaum ein Gebiet, auf dem nicht gesammelt werden kann, angefangen bei den wissenschaftlich geordneten Mineralien, Pflanzen und Tieren, über Bücher, Bilder und Kunstgegenstände bis zu Zündholzschachteln, Fahrplänen und Biertellern. Der Sammeltrieb treibt manchmal seltsame Blüten. Die Schinznacher denken etwa an Hächler, der als schrulliger Sammler im «Du» abgebildet wurde.

Eine wohlgeordnete und «vollständige» Sammlung vermag dem Laien wie dem Kenner immer wieder die Augen zu öffnen für den Reichtum an Formen, Farben und Entwicklungsmöglichkeiten von zögernden Anfängen bis zu Prachtstücken und wiederum bis zu Zerfallsformen.

Die zweite Wurzel eines Museums ist der Trieb, die Schätze einer Sammlung auch andern zu zeigen, die *Schaustellung*. Auch der eifersüchtigste Sammler wird seine Prachtstücke gern einem andern Samm-

ler und Kenner vorführen, auch wenn er ängstlich seine Schätze hütet.

Privatsammlungen können bedeutende Kulturgüter enthalten und vor dem Zerfall retten. Als Privatsammlung sind sie aber meist nur wenigen zugänglich. Damit sie weiten Kreisen dienen können, braucht es *Museen*.

Das Wort Museum stammt aus dem griechischen Kulturkreis. Das Museum war ein *Tempel* der Musen. Ein Musenheiligtum war der Mittelpunkt der Schulen des Platon und des Aristoteles. Etwas von diesem doch ganz anders gearteten Vorläufer haftet noch heute dem Begriff Museum an. Museen im heutigen Sinn aber gehen auf die französische Revolution zurück, als der großartige Kunstbesitz des königlichen Hauses dem Volk zugänglich gemacht wurde.

Wenn der Sinn der Museen also die Schaustellung einer Sammlung von Gegenständen ist, so stellen sich zwei Fragen: *Was* soll ausgestellt und *wem* soll die Schau gezeigt werden?

Sinnvoll kann die Schaustellung nur dann sein, wenn die ausgestellten Gegenstände für uns wieder Leben erhalten, wenn wir sie begreifen und von ihnen ergriffen werden, wenn wir sie einem Ganzen einfügen können. Sie müssen uns *ansprechen*. Daß dies durchaus nicht immer der Fall ist, zeigt der Sprachgebrauch, der vom verstaubten, also offensichtlich toten Museum spricht und mit museal etwas Nutzloses bezeichnet.

Gegenstände werden lebendig, wenn wir in ihnen nicht nur Holz, Metall und Stein sehen, sondern wenn wir ihren Sinn erfassen, der Gegenstand also Symbol dieses Sinnes wird. Von solch höchstem Symbolwert sind Gemälde und Plastiken. Werden diese in Kunstsammlungen gezeigt, so können wir oft eine der Gefahren der Museen erkennen. Denn es gibt Kunstwerke, die erst dann ihren tiefsten Wert offenbaren, wenn wir sie gerade nicht in museal-feierlichen Räumen sehen, sondern wenn sie uns im täglichen Leben beim Arbeiten und Ausruhen umgeben, wenn sie zu unserer Familie gehören. Und dann gibt es noch eine Kunst, die noch viel weniger für ein Museum geschaffen wurde und hier ein kümmerliches Dasein fristet, wohl auch ein mißverstandenes. Das ist die religiöse Kunst. Ja, da fragt es sich, ob der Ausdruck Kunstwerk nicht eine Wertverminderung ist. Ein gläubig gemaltes Engelsbild ist im tiefsten Sinn eben nicht das Bild eines Menschen, sondern für alle, die dieses Sym-

bol lebendig erfassen, ein *Engelsbild*, und es offenbart sich eine unangebrachte intellektuelle Überheblichkeit, wenn diesem magischen Erleben der rein ästhetische Genuß oder sogar das Wissen um Maler und Malerschule übergeordnet wird. Solange religiöse Kunst ihre eigentliche, im Tiefsten wertvolle Aufgabe auch nur für eine kleine Gruppe von Menschen erfüllt, gehört sie *nicht* in ein Museum, sondern muß dem Kultraum erhalten bleiben. Viele der großen Museen sind Pseudopaläste und Tempel, in denen aus Andachtsbildern Götzen der Ästhetik für sogenannte Gebildete gemacht wurden.

Symbolcharakter weit über das Gegenständliche und über den Gebrauch hinaus können aber auch Gegenstände des Alltags erhalten, etwa *Sichel und Hammer* — und nicht Mähdrescher und Walzwerk. Wenn nun auch *jeder* Gegenstand Symbolcharakter hat — das Auto durchaus nicht nur dem Fahren dient, das Kleid uns nicht nur wärmt, sondern auch Leute *macht* — so ist doch nicht jeder Gegenstand museumswürdig. Hier ist zu unterscheiden zwischen Ausstellung im Sinn einer Mustermesse und der nicht zweckgebundenen Ausstellung in einem Museum. Gebrauchsgegenstände, die noch heute zweckmäßig sind, sind sinnvoll, wenn wir sie brauchen, gerade auch, wenn sie wertvoll sind. Auf einem schönen Teppich sollen wir herumgehen und seine Wärme spüren, das schöne Geschirr am Sonntag und bei festlichen Anlässen benutzen und nicht nur hinter Glas rein symbolisch aufstellen. Aber auch Gegenstände, die wir nicht mehr praktisch verwenden, gehören solange nicht in ein Museum, als sie noch in unserer persönlichen Erinnerung weiterleben und solange sie mit unserer Familie, mit unserer Tradition verbunden sind. Sie aus diesem Zusammenhang herausreißen, ist sinnwidrig, die Wertschätzung wieder neu zu wecken, Aufgabe wahrer Museumskunst.

Museen waren und sind bis in die neueste Zeit sozusagen ausschließlich städtische Einrichtungen, ihre Leiter dementsprechend Städter. Sie zeigen denn auch meistens alte Gebrauchsgegenstände der vermöglichen Bürger. So führt im reichhaltigen und vorbildlich gestalteten historischen Museum von Bern das Patriziat das große Wort und die ländlichen Kulturgüter des Bauernkantons werden verschämt im muffigen Keller dargeboten und so wurde die Aufgabe des Bauernmuseums Wohlenschwil, nämlich der Landbevölkerung einen lebensvollen Ausschnitt aus der Vergangenheit zu bieten, eigentlich nicht erfüllt, ist es doch zur Hauptsache eine rein behel-

rende Modellausstellung verschiedener Bauernhäuser, sogenannter «sekundärer Mehrzweckbauten».

Dies führt uns zur zweiten Frage: Wem haben die Museen zu dienen? Zur Beantwortung müssen wir nochmals zur Wurzel der heutigen Museen zurückgehen. Es ist die Zeit der *französischen Revolution*, die der Vorherrschaft privilegierter Menschen ein Ende bereiten wollte und auch in vielen Bereichen bereitet hat. Es wehte damals und davon ausgehend aber durchaus nicht nur ein französischer Geist. Es war die Zeit eines europäischen Umbruches, der wohl von den damaligen als ebenso tiefgreifend erlebt wurde, wie der, in dem wir heute stehen. Es war der Geist, der auch unsern Kanton schuf, die Zeit, in der Pestalozzi als ein sozialer Revolutionär wirkte. Es war ein zutiefst christlicher Geist, der nach dem Kernwort der Bibel, daß es letzten Endes kein Ansehen der Person gibt, wieder neu zum Durchbruch kommen wollte. Dieser äußert sich auch in der Bundesverfassung in Artikel 4, der «keine Vorrechte des Orts, der Geburt, der Familien oder Personen» anerkennt.

Wertvoll ist nicht nur der durch Geburt oder Amt Auserwählte, sondern *jeder* Mensch, wertvoll ist nicht nur das große Tun, sondern auch die geringste sinnvolle Arbeit.

Das bezeugt auch Albert Schweitzer, der doch sicher für allerhöchste Kunst, wie sie ein Johann Sebastian Bach geschaffen, vollstes Verständnis hat, wenn er schreibt: «Heute bin ich soweit, daß mir das schöne Ausarbeiten einer Bestellung künstlerische Genugtuung bereitet.»

Sinn der großen Museen ist es, vor allem die Spitzenleistungen der menschlichen Kultur zu bewahren. Die besten und zweckmäßigsten sind, dem Ausstellungsgut angepaßt, Paläste, in denen man sich nur besser gekleidet wohlfühlt, wohl auch, geblendet vom Reichtum des Dargebotenen den absolut notwendigen Unterbau vergißt, der diese bewundernswerten Kulturwerke erst ermöglicht hat. Diesen vornehmen Museen steht ein Großteil des Volkes mit einer gewissen Scheu und verständnislos gegenüber und wird deren Besuch meiden.

Die kleinen Museen haben offensichtlich eine Lücke zu füllen. Sie sind kaum in der Lage, Spitzenleistungen der Vergangenheit zu sammeln und auszustellen. Um so mehr können sie sich der dringenden Aufgabe widmen, das zu sammeln, was unter der Würde der großen Museen liegt und doch erhaltungswürdig ist, das Kulturgut der

Bauern und einfachen Bürger. Daß diese Aufgabe wirklich dringend ist, sieht jeder, der das Eindringen von Kunststoffgegenständen und Maschinen in jeden Belang verfolgt, wodurch so alltägliche Dinge, wie z. B. Weidenkörbe und Holzzuber verdrängt werden. Kleine Museen sind auch Gefahren ausgesetzt. Guter Wille und Liebe zur Sache sind zwar Grundvoraussetzung, aber sie allein genügen nicht. Es handelt sich ja nicht nur darum, alte Gegenstände zu sammeln und aufzustapeln. Das ergibt höchstens eine Gerümpelkammer. Das Sammelgut, das unnütz herumlag, muß gereinigt und aufgefrischt werden. Es braucht geeignet hergerichtete Räume, eine sachgemäße Anordnung und den Sinn für schöne Schaustellung, die Pflege des Details, die beim einfachen Gegenstand noch wichtiger ist, als beim großen Kunstwerk.

Ein sinngemäß eingerichtetes Museum vermag im Betrachter das Verständnis für das einfachste und scheinbar geringste Erzeugnis vergangener Zeiten zu erwecken, es zeigt uns, wie ein Gebrauchsgegenstand form- und materialgerecht in die Hand paßt und trotz aller Sachlichkeit liebevoll verziert wurde. Daraus erhalten wir auch für die höchsten Kunstwerke ein vertieftes Verständnis und dann können wir nicht mehr in den Irrtum des «l'art pour l'art» verfallen, ist doch das Einfache das notwendige Fundament für die reiche Pracht der Paläste der Vornehmen.

Aus dieser Einsicht heraus erhält auch das kleine Ortsmuseum, das wir eröffnen durften, seine Berechtigung. In einem kleinen Speicher, der aus Steinen der Gegend gefügt ist, und der unter den alten Häusern als Ihresgleichen steht, nicht in einem sogenannten Zweckbau, und doch zweckmäßiger als ein solcher, konnte das Sammelgut untergebracht werden. Schön geordnet zeigt jedes Ding, wie hier gelebt wurde. Alle diese Gegenstände, ein Weidenschäler, ein Zündhölzleistein, eine Heugabel, eine Rebhaue, ein Pflug, offenbaren ihre zweckmäßige Form und handwerkliche Schönheit. Sie sprechen für jeden eine eigene Sprache. Der Fremde mag vor allem durch den Reichtum an Form und Gestalt, der Einheimische durch Überlieferung und Erinnerung angesprochen werden.

Wenn wir in so beglückender Weise erleben dürfen, wie wir mit der Vergangenheit verbunden und verknüpft sind, wenn wir erfahren, wie auch das scheinbar Neueste seine Wurzeln hat, so ist der tiefere Sinn des Museums erfüllt.

Eduard Gerber